

Immer ist heute, immer ist jetzt

Ein Essay

über das Tagebuchschreiben

über das Anfangen

über das Heute als Morgen von Gestern

über das Erinnern und das Vergessen

über das Ich

über das Hier und Dort und das Dazwischen

über das Vorher und Nachher im Jetzt

im Tagebuch

»Wir leben auf ein laufendes Band, und es gibt keine Hoffnung, dass wir uns selber nachholen und einen Augenblick unseres Lebens verbessern können. Wir sind das Damals auch wenn wir es verwerfen, nicht minder als das Heute –

Die Zeit verwandelt uns nicht.

Sie entfaltet uns nur.

Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und für den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, dass man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen.«

Max Frisch, Tagebuch mit Marion

Immer ist heute

keinen Tag ohne Schreiben

Immer ist jetzt

Seit fast einem Monat schreibe ich Tagebuch. Dafür stehe ich Morgens eine Stunde früher auf, überwinde den Morgenmuffel und schreibe. Nichts in der Welt hat mich je zuvor dazu bewegen können, rechtzeitig und schon gar nicht früher als unbedingt nötig aufzustehen. Wie ich die Tagebuchschreiber immer bewunderte, die ihr Ich und alle Ichs, die sie je gewesen sind, im Tagebuch nachschlagen können! Alles nur eine Sache der Disziplin, dachte ich mir eines disziplinierten Morgens und begann zu schreiben. Ein rotes, nicht ganz neues, aber nach wie vor leeres Buch voller kleinkariierter Seiten. Keine große Sache daraus machen, ein schönes Buch spielt sich nur unnötig auf und in ein paar Tagen ist der Traum vom dokumentierten Ich ja doch wieder vergessen. Ich sollte recht behalten, aber nicht so.

Schon nach wenigen Tagen des frühmorgendlichen Schreibens ging es nicht mehr um Disziplin, sondern um das Bekämpfen der Folgen einer bewusstseinsverändernden Droge. Wie sich herausstellte, wurde das Tagebuchschreiben zur Sucht mit fatalen Entzugerscheinungen, die keinen Tag ohne Schreiben mehr zulassen. Der erste Schuss des Tages schon vor dem Frühstück, den ungewaschenen Verstand im Schlafanzug aufs Papier gekippt. Was sich beim ersten Satz des Tages noch ungelenkt und orientierungslos ins unbekannte Neuland der neuen Seite des neuen Tages tastet, weiß wenige Sätze später ganz genau, wohin

es will. Die gespannte Leserin bin ich selbst und merke, wie es mir weniger um ein Dokumentieren, Festhalten oder Festschreiben meines Alltags geht, als um den Moment des Schreibens selbst.

Gegenüber der Vorstellung vom Tagebuchschreiben als Erinnerungsstütze für das Leben, gilt meine Aufmerksamkeit nun der schriftlichen Begegnung mit dem Jetzt. Wo sich das Schreiben im Tagebuch selbst zum Thema macht, werde ich mir meinem Schreiben, meiner Selbstbewusst. Indem ich mich schreibend beschreibe und gleichzeitig lese, werde ich real. Diese Art der Selbstvergewisserung fokussiert meine Wahrnehmung, die sich sonst räumlich und zeitlich in alle Richtungen zerstreut.

Wie das Tagebuch lebt auch dieser Text von einer eigentümlichen Spannung der Sprunghaftigkeit und Regelmäßigkeit immer neuer Anfänge aus meinem Tagebuch. Ein Text, ein Tagebuch, ein Leben in Anfängen. Am Anfang und immer und täglich aufs Neue geht es um das Anfangen.

Wo sich das Schreiben im Tagebuch selbst zum Thema macht

Anfangen

Später.

Tag 1

Für wen und warum, mit welchem Stift und in welches Buch? Schreiben wollen, sein wollen, wollen wollen, nichts wollen. Ich will daran glauben. Ich habe Hunger, muss husten, frage mich, was das hier bringen mag. Diesen Text soll ich nicht mehr lesen, nur beim Schreiben, das dient dem Denken, dem Freischreiben, vielleicht dem Ordnen? Dem Chaos! Man hat mir vor Jahren schon gesagt, dass die Ordnung mein Irrtum sei. Mein Irrtum? Der Irrtum der Welt, die geordnet werden will. Der Ordnung wegen habe ich mich auf später verschoben. Später.

Tag 22

Gefangen in Denkspiralen ohne Ausweg, greife ich zum Stift. Wort für Wort bremst die Langsamkeit des Schreibens das Gedankenkarussell. Satz für Satz ordnet die Linearität der Sprache den Bewusstseinsstrom. Zeile für Zeile schreibt sich der Stift von links nach rechts, ohne zu wissen wohin diese Reise führt. Seite für Seite von oben nach unten füllt sich das Papier, das Buch, das Regal. Tag für Tag, Woche für Monat für Jahr für Jahrzehnte des Lebens, des Denkens, des Seins – vom Vorher ins Nachher ins Jetzt: Moment des Schreibens des Ichs.

Der Moment ist, noch ehe man Datum und Zeit detailliert erfasst, 17.3.2013, 21:39:19, vorbei. So nagt die Vergangenheit an der Zukunft, die augenblicklich Geschichte schreibt. Meine Geschichte? Das Aufschreiben des Lebens dauert die Zeit eines Lebens und wer es versucht, dem läuft das Leben davon.

Heute

17.3.2013

Zeit eines Lebens
läuft das Leben davon

Morgen

wohin die Zeit mich führt

Tag 17

Morgens zu lesen prägt den Stil, das Schreiben danach ist seltsam gefärbt durch den Ton anderer. Auch den gestrigen Abend verbrachte ich lesend, nachdem ich dem Verflüssigen von Geld in guter oder auch langweiliger Gesellschaft widerstanden hatte, um zu sehen, wohin die Zeit mich führt. Vom Lesen kam ich ins Schreiben, vom Schreiben zu einem Bild aus viel zu kleiner Schrift, die nur klein denken kann. Muss ich groß schreiben, um groß zu denken, um das Morgen zu entwerfen?

Tag 20

Gestern habe ich nicht geschrieben und der ganze Tag lief aus dem Ruder. Auf der einen Seite saß ich Zeit ab, die nicht vergehen wollte, während an allen Ecken und Enden die Zeit verloren ging. Ich muss doch anfangen, endlich einfach anfangen, dann geht es wieder, das Schreiben. Ging es denn jemals? Die Ratschläge, die ich anderen gab, sind nun bei mir angebracht: Du hast längst angefangen, du schreibst doch! Du kämpfst mit der Zeit, die nur dann da zu sein scheint, wenn du gegen sie anschreibst. Nun bist du viel zu begeistert, dass sich das auf dein Papier schreibt. Kannst nicht glauben, dass du selbst Worte findest –

Wäre es eine gute Idee die guten Schwingungen, die von diesem Tagebuch ausgehen, für den Schreibfluss zu nutzen, anstatt noch länger nachzudenken über den richtigen Stift, das richtige Papier im richtigen Format? So ticke ich nicht! Ich schreibe, wenn's läuft, egal wohin. Karo, Kuli, ganz egal. Die Gedanken wollen Schrift werden, damit ich mich lesen kann, um nach dem Schreiben zu wissen, wer ich jetzt im Moment bin.

Gestern

damit ich mich lesen kann

Erinnern

Jahre später

damals

Tag 2

Der Schreibtisch wackelt, ist der Tee zu dünn, soll ich direkt nach dem Aufwachen schreiben? Immer will ich alles richtig machen, lieber drei Tage vorbereiten, als einfach anzufangen. Schlafsand im Auge, die Angst auch nur einen Einfall zu verpassen. Ich schreibe zu langsam, gemessen an der Flüchtigkeit meiner Gedanken-schleifen. Das Schreiben fängt sie ein, es bremst und entspannt, wie Yoga auf dem Papier. Kann dieses Schreiben süchtig machen? Bin ich süchtig nach Selbst-reflexion, nach meinem Spiegelbild in meinen Texten? Schon mit sieben war ich egozentrisch, auch wenn ich das Wort, das mir Papa damals an den Kopf knallte, erst Jahre später verstand.

Tag 12

Nun soll ich aufhören zu schreiben, nur weil hier jemand wartet? Das ist es doch, was mich dieses Schreiben lehrt: Mich diesen Seiten mit voller Aufmerksamkeit zu widmen, während meine Abwesenheit in der Realwelt keinen stört, keiner bemerkt und allgemein akzeptiert wird. Schreiben als Flucht, Schreiben als Waffe, Schreiben als Geheimversteck, Schreiben als Schlupfloch ins Jetzt. Das Schreiben als unangenehme Geste für die gedankenverlorenen Passagiere um mich herum. Ihre Gedanken verlieren sich und – weg. Ob sich die Gedanken schneller verlieren, seit es Züge, Flugzeuge, Radio, Fernsehen und Internet gibt?

Vergessen

Gedanken verlieren sich und – weg

Ich

Das eine Ich

Und das andere

Bin weder Ich noch

Ich, ich bin viele

Tag 16

In mir sitzen zwei, die sich streiten. Das eine Ich, das entscheidet, mehr will und zuversichtlich in die Zukunft der Projekte schaut. Und das andere Ich, das kleinlaut hinterher hechelt, ein Träumer, der gerne im Moment leben würde, wären da nicht die von seiner Gegenspielerin angehäuften Altlasten, die abzuarbeiten ihn lähmt und erdrückt. Beide bin ich. Beiden zu vertrauen wäre meine Aufgabe. Er macht seine Sache gut, wenn er spürt, wie ein guter Gedanke sich wie von allein auf das Papier schreibt, sich gut anfühlt im Bauch. Sie ist auf dem richtigen Weg, wenn sie jede Begegnung nutzt, um beiläufig anzubringen, was sie kann und will. In solchen Momenten spricht sie sich selten ab mit ihm, der anderweitig beschäftigt ist, dem Moment auf der Spur. Grundlagenforschung vs. Karriereplanung. Zwischen ihnen mangelt es an Kommunikation. Bin ich ihr Chef oder ihre Marionette? Kein Wunder bin ich verwirrt beim Blick in den Spiegel. Bin weder Ich noch Ich, ich bin viele. Aus diesem Grund bin ich fähig und befugt, Geschichten zu erfinden, Dialoge zu erdenken und auf dem Papier mehrere Leben zu leben! Beim Schreiben kommen alle zu Wort: Während die Karrieremanagerin Pläne schmiedet und Listen diktiert, mahnt der Stubenhocker sanft, dass die guten Texte eben nur dann passieren, wenn Zeit bleibt für das Sein im Moment, ohne Listen und ohne dieses E-Mail-Bing, das jetzt tatsächlich eine ununterdrückbare Neugier in mir auslöst. Bing und der Tag reißt mich mit sich fort.

Tag 11

Ich brauche Orte, die mich erden. Meine vier Wände sind zu eng, doch mein Kopf reist und ich schreibe mit, bin unterwegs und mit dem Stift im Buch zu Hause. Ich bin im Bett und mit dem Kopf in der Welt. Ich erschreibe mir die Welt. Was dabei stört sind die Erwartungen der Projekte von außen. Ich brauche Zeit. Ich habe Zeit! Nur in Gedanken rattert die Liste, die Finger kribbeln, der Bauch will Frühstück, der Kopf will Ordnung, das Zimmer auch, der Stift will nicht mehr, ihm geht die Tinte aus. Und mir die Zeit, die Lust, die Aufmerksamkeit. Lebt es sich vielleicht besser ohne Listen, die mir vorgaukeln, sie wären mein Chef? Was ich vergesse, ist mir nicht wichtig.

Hier

mit dem Stift im Buch zu Hause

»Im Zug begann ich zu schreiben, um die Siebenmeilenstiefelsprünge meines Lebens durch die Ameisenaktivität meiner Feder auszugleichen.«

Tag 12

Mein Zeitgefühl passt nicht zur Planung, die Uhr rennt schneller, als ich schlafen, aufstehen, frühstücken und einen Fahrschein kaufen kann. Schau ich einen Moment nicht hin, sind wieder fünf, zehn, fünfzehn Minuten um. Der Zeiger dreht seine Kreise und ich komme nicht hinterher. Bin umgeben von zeitvertilgenden schwarzen Löchern. In jedem Zimmer, das ich betrete, geht Zeit verloren und der virtuelle Raum klaut mir ganze Stunden, vielleicht sogar Tage, wer weiß.

Vielleicht wenn ich nicht hinschaue, wenn ich ohne Uhr meine eigene Zeit lebe, vielleicht hört es dann auf, dass ich mich gehetzt und auf alle Zeit zu langsam fühle. Oder wenn ich schreibe. Schreibend nehme ich mich raus aus der Zeit. Gleichzeitig materialisiert sich die Zeit in meinem Tagebuch, die Zeit des Schreibens sowie die beschriebene Zeit werden greifbar und auch lesbar, was wiederum Zeit kostet. Beim Lesen ertappe ich mich dabei, wie ich scheinbar zeitlose Beschreibungen jenen vorziehe, die auf unsere Zeit schließen lassen, als ob sich die Zeit verleugnen oder zumindest bremsen ließe. Im Zug steht die Zeit still, er verwackelt diese Zeilen. Während wir durch die Landschaft rasen, bekomme ich ein Zeitfenster geschenkt. Schreibe ich in oder gegen die Fahrtrichtung? Beinahe unbemerkt wird das Hier zum Dort und umgekehrt, auch im Text tauschen sie ihre Pätze. Halbzeit, Zwischenzeit, Unendlichkeit, das Einzige was wir haben ist Zeit, wann sind wir da?

Tag 4

Anderer Ort, anderes Bett. Ein kleines ovales Fenster gibt den Blick frei auf die weiße Hauswand gegenüber. Egal wie ich mich ducke und recke, das Weiß ist unaufhörlich, ohne Boden, ohne Dach, ohne Nachbarschaft. An einem Ort einzuschlafen, zu träumen und aufzuwachen, bringt mich dem Ort wirklich nahe, denn dort wo ich aufwache bin ich ich. Darum schreibe ich morgens, bevor mich der Tag in seinen Strudel zieht, mich ablenkt, einlullt oder unter sich begräbt. Kein Wunder liebe ich Vormittage im Bett und Tage zu Hause, da scheint der Bewusstseinsstrom unaufhörlich. Wenn nur die Müdigkeit nicht wäre und der Hunger und die Bücher, die ich verschlingen wollen will. Ich sammle Wörter, Sätze, Absätze und münze sie auf meine Gedanken. Nur eigene Worte zu finden, meine Worte – wo fangen die an, wo hören sie auf? Die Unbegrenztheit macht mich nervös, wie die weiße Wand hier vor dem Fenster. Während andere in die Sterne schauen, beschreibe ich das briefmarkengroße Gelände unter meiner Lupe. Jedem seine eigene Perspektive auf die Welt, die behauptet den Raum verstanden zu haben, nur die Zeit noch nicht. Die Zeit. Die Zeit ist reif für Frühstück, doch noch fesselt mich das Schreiben. Muss im Tagebuch nicht mehr vom Tag drin stehen? Wahrscheinlich muss mal wieder gar nichts. Nur niesen muss ich plötzlich, was mich zurück ins Hier und Jetzt katapultiert. Orange ist das Laken, verkrümelt der Boden, fast zufrieden der Kopf, denn ich bin leergeschrieben.

Dort

ich aufwache bin ich ich

wo

Vorher

in all den Jahren ohne Tagebuch

Tag 10

Der Bewusstseinsstrom läuft sich warm und immer heißer. Was habe ich verpasst, was ging verloren zwischen Wecker, Waschbecken und Kleiderschrank? Und in all den Jahren ohne Tagebuch? Wo sind all die Themen hin – wenn man zieht, entsteht ein Knoten. Ich bin ein Zitat meiner selbst, lebe einen dieser Einfälle von Gestern, der mal einer von vielen war.

Tag 13

Ein geschriebenes Leben in blauen Schulheften, nach Jahren gestapelt, ein Jahrzehnt pro Tisch. Tag für Tag dokumentiertes Ich. Das Ich erzählt sein Leben und überdauert es, zunächst in Kisten auf einem Dachboden und zuletzt im Archiv der Ichs*, wo über 14.000 Ichs immer wieder aufs Neue fragen: Wer bin ich?

Lesend sprangen wir durch die Leben unbekannter Ichs, die bald nicht mehr Unbekannte waren, sondern offene Bücher. Kopierte Handschriften oder getippte Abschriften, stichwortartig verzeichnet und archiviert, auf dass die Wissenschaft darin lesen möge. Wer sich auf eine blätternde Zeitreise durch derlei geschriebene Leben begibt, weiß bald nicht mehr, welches Jahr wir schreiben, welches Leben wir leben, wer dieses Ich eigentlich ist und wer noch gleich die Anderen sind. Im Tagebuch ist das Leben akut. Immer ist Heute, immer ist jetzt, mit Rücksicht auf ein Gestern und Aussicht auf ein Morgen, eventuell versehen mit einem Datum, oder auch nur mit einer Nummer einer eigenen Zeitrechnung, die sich einer Einordnung in das Zeitgeschehen entzieht. Zwischenzeitlich also verirrt zwischen den Jahren schreibt ein Ich über die Begegnung mit seinen geschriebenen Ichs vergangener Lebensphasen. Amüsiert und spöttisch, später entsetzt. Schreiben heißt, sich selber lesen und wie man sich selbst begegnet, nimmt das vergangene Ich Einfluss auf die Gegenwart.

Nachher

* im Deutschen Tagebucharchiv

das Leben akut

Im Tagebuch ist

Jetzt

Gegenwart
Gegenwart
Gegenwart
Gegenwart
Gegenwart
Gegenwart

»Es könnte sein, dass ich mir später selber nicht ohne weiteres glaube, dass ich hier gewesen bin; ich lebe Gegenwart, nichts als Gegenwart, die für sich selber kein Gedächtnis hat.«

Tag 23

Gegenwart.
Gegenwart des Lesens.
Gegenwart des Schreibens.
Gegenwart des Beschreibens des Lesens.
Gegenwart des Beschreibens des Schreibens.
Gegenwart des Beschreibens des Beschreibens des Schreibens und so weiter und so fort bis sich alles dreht.

Immer ist heute

Heute verrate ich mein Tagebuch. Ich missbrauche es für diesen Text über das Tagebuchschreiben, der so viel will und wollte und sich zwischenzeitlich auf zerstreuten Zetteln verliert. Seine Rettung scheint mein Tagebuch, dessen Papier meinem Stift so vertraut ist, sich nun aber gegen mich wendet. Mit diesem Text versuche ich das Tagebuchschreiben zu erkunden, will verstehen wozu und erklären warum, anstatt die Feder hinzuhalten, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte. Vielleicht hilft es für den Anfang, denkt sich der Text und schreibt sich dreist in mein Tagebuch voller Anfänge ohne Ziele und Absichten. Das Ziel ist dem Tagebuchschreiben das Schreiben selbst. Vermutlich ist das die direkteste Form des Schreibens. Vielleicht zu direkt für diesen Text.

Ich reiste von Zeit zu Zeit, von Ich zu Ich, von Tagebuch zu Tagebuch, von Anaïs Nin zu Max Frisch, von Anna K. (1830) zu Christiane M. (1991) im Tagebucharchiv. Dennoch vermutet sich dieser Text zwischen den Zeilen meines eigenen Tagebuchs. Jetzt blättere ich rückwärts durch die Zeit, zurück nach Gestern, wo Heute noch Morgen war und so weiter bis zum Anfang, seitdem mein Schreiben das Vorher und das Nachher im Hier und Jetzt zusammenhält.

Immer ist jetzt

Jetzt blättere ich
rückwärts durch die Zeit

Ende

Am Ende eines Tagebuchs steht selten das Ende und zu Ende erzählt ist das Ich selbst nach dem Ende noch nicht, dank der Ichs, die das Erinnern und Erzählen pflegen:

www.tagebucharchiv.de

Ein Essay zum Thema
Schreiben über das Schreiben
von Christina Schmid